

Die Tote im Block

Statt archäologische Funde vor Ort und unter Zeitdruck freizulegen, transportieren Archäologen jetzt das komplette Erdreich ins Labor. **Von Angelika Franz**

Eile ist der Feind des Archäologen. Denn was jahrhundertlang in der Erde gelegen hat, lässt sich nicht einfach binnen weniger Stunden herausreissen. Zu gross ist die Gefahr, dass dabei wertvolle Informationen verloren gehen. Manchmal aber muss es schnell gehen. Wenn ein Haus oder eine Strasse neu gebaut werden soll, drängt der Bauherr auf die Einhaltung von Fristen.

Zum Glück können Archäologen Zeit kaufen. Ist ein Fund besonders vielversprechend, gibt es die Möglichkeit, ihn als Block zu bergen und mitsamt dem umgebenden Erdreich in die Museumswerkstatt zu bringen. Dort können die Archäologen sich ihm in aller Ruhe widmen. Der Preis für die gekaufte Zeit hängt von der Grösse des Blockes ab, denn die Bergung muss eine Spezialfirma vornehmen. Mit Kanthölzern, Stahlplatten oder -rohren wird zunächst der Erdblock abgesteckt und vom umliegenden Boden getrennt. Dann kommt ein Autokran und zieht ihn heraus. Jeder, der schon einmal versucht hat, sich ein Stück saftige Torte unversehrt direkt aus der Mitte des Backwerks zu nehmen, hat eine ungefähre Vorstellung von den Schwierigkeiten, die eine solche Bergung mit sich bringt.

Rund 100 Blöcke liegen derzeit im Zentraldepot des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt in Halle, die meisten von ihnen betreffen Gräber mit Skeletten und Beigaben. Ein grosses Team kümmert sich um die Funde: Zwei Restauratoren, ein Grabungstechniker und zwei Archäologen sowie fünf Arbeiter sind damit beschäftigt, die Funde freizulegen. Der fehlende Zeitdruck und das Dach über dem Kopf, das den Regen abhält, sind bei weitem nicht die einzigen Vorteile der Blockbergung. Der wahrscheinlich grösste ist, dass alles so bleiben kann, wie es ist: «Normalerweise haben archäologische Ausgrabungen einen grossen Nachteil: Sie zerstören unweigerlich die Fundsituation», erklärt der Archäologe Jörg Orschiedt. «Knochen und Grabbeigaben kann man zwar bergen, in eine Kiste packen und aufbewahren oder in einem Museum zeigen. Doch die Lage im Grab, die Position, in der ein Toter bestattet wurde, oder gar die Anlage einer Kammer gehen bei der Ausgra-

bung für immer verloren.»

Blick ins Grab

Im Block aber bleibt alles erhalten. So können die Archäologen Schicht um Schicht abtragen – erst von der Oberseite, dann von der Unterseite. Am Ende hält nur noch eine dünne Schicht Erde alles zusammen. Knochen und Beigaben liegen dann fast vollständig frei, am Platz gehalten von einer wasserlöslichen Acrylharzlösung namens «Archäofix». Der Kleber gibt den fragilen Knochen und Artefakten Halt, lässt sich aber bei Bedarf ohne Folgeschäden wieder entfernen – einfach mit Wasser. Ist alles fertig präpariert und steht der Block nach Ende der Arbeiten im Landesmuseum, können die Besucher regelrecht in das Grab hineinschauen – sogar von unten.

Und sogar im Internet wird man die Blöcke dreidimensional betrachten können. Dafür ist der Grabungstechniker Lukas Fischer zuständig, der jeden noch so kleinen Knochen und jede noch so kleine Scherbe mit Spezialkameras fotografiert. Ein besonderes Verfahren überträgt die Daten Punkt für Punkt in eine hochauflösende dreidimensionale Grafik, und zwar auf der Basis von digitalen Bildern, ohne den Einsatz eines teuren Streiflichtscanners. Die Grafik kann dann jeder zu Hause am Bildschirm mit der Maus drehen, wenden und eingehend untersuchen. So zugänglich waren archäologische Funde noch nie.

Am Ende werden die Blöcke die Geschichten der in ihnen liegenden Menschen erzählen können. Die Forscher entnehmen den Knochen der Blockbergungen Proben zur Bestimmung von Alter, Geschlecht, Körpergrösse und eventuellen Krankheiten. Chemische Analysen sollen die Herkunft der Toten klären und darüber Auskunft geben, wovon sie sich ernährten. Ihre DNA wird untersucht und gegebenenfalls auch der Zahnstein. In Sedimentproben suchen die Forscher nach Pollen oder Parasiten und an den Keramikscherben nach den einstigen Inhalten der mitgegebenen Gefässe.

Eine der Toten in den Blöcken ist eine Frau, deren Grab 2009 beim Bau des ICE-Trassees zwischen Erfurt und Halle im Weg lag. Der Block bringt mit einer Länge von 1,80 Metern und einer Breite von 1,60 Metern

gut zwei Tonnen auf die Waage. Die Knochen der Frau aber wirken darin zart und zerbrechlich. Nur halb schauen sie aus der festen Erde hervor, in der sie die letzten rund 4500 Jahre lagen. «Der Eindruck täuscht», sagt Orschiedt. Sein Finger fährt vorsichtig über einen Knochengrat: «Hier sassen die Muskeln. Und zwar kräftige Muskeln. Sie war klein, aber flink und sehr, sehr stark.»

Wer war diese zierliche, aber muskulöse Frau, die am Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit aufwendig in einer Grabkammer unter einem Hügel bestattet wurde? Die Beigaben in ihrem Grab geben Rätsel auf: eine extrem kostbare Tasche - dicht an dicht bestückt mit Reihen von Hundezähnen und Muschelpailletten, der Rand eingefasst mit sehr seltenen Perlen aus Bernstein - sowie kleine Schälchen und scharfe Messer. War sie eine Schamanin? Eine Heilerin? «Auf jeden Fall war sie jemand sehr Besonderes», sagt Orschiedts Kollegin Susanne Friederich.

Die Tasche ist ein wahres Prunkstück. Und ein Schlüssel: Mit jedem Detail erschliessen sich mehr Informationen über das Leben und die Umwelt der Frau. Die Schnurkeramiker, zu deren Kultur sie gehörte, liebten Hundezähne als Schmuck. «Es kommt oft vor, dass in Gräbern Objekte liegen, die mit Hundezähnen bestückt sind», erzählt Friederich. Die Schnurkeramiker hatten eine besondere Beziehung zu Hunden. Einige liebten ihre Vierbeiner offenbar so sehr, dass sie auch ganze Tiere mit ins Grab nahmen.

Der Bernstein am Taschenrand musste im Gegensatz zu den Hundezähnen eine weite Reise machen, bevor er nach Mitteldeutschland kam. Die Ostsee, von deren Stränden er vermutlich stammt, ist über 350 Kilometer entfernt. Und vielleicht liegt sein Fundort sogar noch weiter im Osten: Bei den Schnurkeramikern galt das Weichseldelta als günstiger Ort für die Bernsteinsuche. Hier wurden im Sommer die Sandbänke in den Flussmärschen trocken - und lagen dann voll mit den begehrten Schmucksteinen.

Geöffneter Schädel

Ebenso spannend wie die Tasche sind die weiteren Beigaben im Grab der Frau: mehrere kleine Tongefässe und eine Klinge aus Feuerstein. Was hat sie in den Becherchen zu Lebzeiten aufbewahrt? Was hat sie mit der Klinge geschnitten? Die Analyse der Inhalte in den kleinen Gefässen steht weit oben auf der To-do-Liste der Archäologen. Und Feuersteinklingen dienten in der Jungsteinzeit als höchst effektive Allzweckwerkzeuge, deren Funktion vom einfachen Messer bis zum chirurgischen Skalpell reichte. Frisch geschlagen, ist eine Steinklinge absolut steril und super scharf.

Die Schnurkeramiker wussten exzellent damit umzugehen: Sie waren sogar in der Lage, mit diesen Klingen einen menschlichen Schädel zu trepanieren. Meist wurde dabei vorsichtig Schicht um Schicht des Knochens abgeschabt, bis das Gehirn frei lag. Solche Operationen wurden sogar ganz in der Nähe des Fundorts der zierlichen Frau durchgeführt: Ein schnurkeramischer Patient, dessen Überreste nur rund 50 Kilometer entfernt gefunden wurden, hatte die Öffnung seines Schädels um mindestens 20 Jahre überlebt. Auch an einem weiteren

Schädel aus der Gegend konnten Anthropologen zeigen, dass ein solcher Abszess oder Tumor am Schädelknochen erfolgreich behandelt werden konnte - nicht nur ein-, sondern sogar zweimal hintereinander. Die Überlebensrate bei diesen Operationen war erstaunlich. War auch die Frau mit der Hundezahntasche eine solche geschickte Heilerin? «Das verraten uns die Funde leider nicht», bedauert Orschiedt. «Wir können eben nur spekulieren, dass sie eine herausragende Rolle in der Gemeinschaft spielte, in der sie lebte.»